



# Berlin 1968



## Der 2. Juni 1967 und die Folgen

ARMIN FUHRER

6-17



## Studenten: Gründer und Rebellen der Freien Universität Berlin

KNUT NEVERMANN

18-25



**West-Berlin als  
Geburtsstadt  
der RAF**

ARMIN FUHRER

26-33



**50 Jahre 1968**

INTERVIEW MIT EBERHARD DIEPGEN  
UND KNUT NEVERMANN

34-41



**Berlin nach der  
APO**

MARTIN JANDER

42-49

EDITORIAL	3
REZENSIONEN	50
IMPRESSUM/LIEFERBARE HEFTE/VORSCHAU	51



Dieses Bild ging um die Welt: Im Zuge der Anti-Schah-Demonstrationen vor der Deutschen Oper in der Charlottenburger Bismarckstraße am 2. Juni 1967 wurde Benno Ohnesorg niedergeschossen.

Armin Fuhrer

# Der 2. Juni 1967 und die Folgen

## Der Tod des Studenten Benno Ohnesorg

Mit dem Tod des Studenten Benno Ohnesorg auf der Anti-Schah-Demonstration am 2. Juni 1967 radikalisierte sich der Protest der Studenten gegen den Staat und die westdeutsche Gesellschaft. West-Berlin und die Bundesrepublik sollten für einige Zeit nicht mehr zur Ruhe kommen. Die Hintergründe des Todesschusses durch den Polizisten und Stasi-Spitzel Karl-Heinz Kurras konnten nie endgültig aufgeklärt werden.

Die Stimmung war aufgeheizt, aber nicht aggressiv am 2. Juni 1967, abends um kurz vor 8 Uhr an der Deutschen Oper in Berlin. Einige Hundert Menschen hatten sich hier versammelt, doch Mozarts „Zauberflöte“, die an diesem Abend auf dem Programm stand, interessierte sie nicht. Sie waren gekommen, um ihren Unmut auszudrücken, um zu protestieren gegen den Schah von Persien. Reza Pahlavi war in ihren Augen ein Diktator, der die Opposition im eigenen Land brutal unterdrückte und seine Gegner foltern, in Gefängnisse sperren oder töten ließ. Doch es war an diesem 2. Juni noch etwas passiert, das sie mindestens genauso erregte wie der hohe Staatsgast. Nur wenn man weiß, was sich zuvor an diesem milden Frühsommertag in Berlin ereignet hatte, kann man verstehen, wie es am Abend dieses Tages zu einer solchen Eskalation kommen konnte, die zum Tod eines jungen Menschen führte.

Am Vormittag war das Herrscherpaar nach Besuchen in Bayern und Nordrhein-Westfalen in die geteilte Hauptstadt geflogen. Der Schah traf gegen 12 Uhr am Rathaus Schöneberg ein, wo er von Berlins Regierendem Bürgermeister Heinrich Albertz offiziell empfangen wurde. Auf dem John-F.-Kennedy-Platz vor dem Gebäude hatten sich über 2000 Schaulustige versammelt, darunter rund 400 studentische

Demonstranten und ein paar Iraner, die vor dem Schah hatten fliehen müssen und nun im Exil fernab der Heimat lebten. Sie wurden durch Absperrgitter daran gehindert, zum Eingang zu gelangen. Kurz bevor der Schah eintraf, hielten zwei Busse der Berliner Verkehrsbetriebe, aus denen etwa 80 weitere Personen ausstiegen. Dabei handelte es sich um Schah-treue Iraner, die von Ali Ghazi, einem Mitarbeiter der iranischen Botschaft, im Auftrag der Regierung herbeigeschafft worden waren, um dem Schah zuzujubeln – und deshalb „Jubelperser“ genannt wurden. Als der Schah eintraf, wurde er mit lautem Beifall wie mit Protestrufen empfangen. Demonstranten hielten Plakate mit Aufschriften wie „Der Mörder des persischen Volkes“ in die Luft.

Der Krach und die Schmährufe brachten den Herrscher, der nur verordneten Jubel gewohnt war, offenbar aus dem Konzept. Entgegen seinem sonstigen eloquenten Auftreten verhaspelte sich Reza Pahlavi, wirkte abwesend. Als seine junge, glamouröse Gemahlin Farah, die „Shahbanu“, vorfuhr, nahm der Lärm noch einmal zu. Innen versuchten der Regierende Bürgermeister und seine Gäste, das Geschehen draußen zu überspielen. Man übergab sich gegenseitig Geschenke und schritt dann zur Eintragung in das Goldene Buch der Stadt Berlin.



Proteste gegen die Besucher hatte es auch bei den vorherigen Reisationen gegeben, doch nirgends hatten sie eine solche Intensität wie auf dem John-F.-Kennedy-Platz erreicht. Im Gegenteil: Vor allem in Bayern war die Polizei für ihre als völlig übertrieben empfundenen

Sicherheitsvorkehrungen kritisiert worden. In West-Berlin sah die Situation etwas anders aus. Hier waren der Polizei Gerüchte über einen möglichen Attentatsversuch auf das Kaiserpaar zu Ohren gekommen. Außerdem war es aufmüpfigen Studenten in den Monaten zuvor gelun-

Aufmerksam beobachtet die Polizei die Demonstranten vor dem Schöneberger Rathaus während des Staatsbesuchs des iranischen Schahs.

gen, die Polizei bei Demonstrationen vorzuführen. Albertz, Innensenator Wolfgang Büsch und Polizeichef Erich Duensing – alle drei gehörten der SPD an – wollten jegliche Gefährdung der prominenten Staatsgäste und mögliche Störungen ihres Besuchs unbedingt verhindern.



## AUS DEN „JUBELPERSERN“ WURDEN „PRÜGELPERSER“

Spannung lag also in der Berliner Fröhsommerluft. Doch dann geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte. Offenbar auf Befehl Ghazis versuchten die Iraner, mit Holzlatten auf Demonstranten und Schaulustige einzuprügeln. Möglicherweise kamen sogar mitgebrachte Eisenstangen zum Einsatz. Aus „Jubelpersern“ wurden „Prügelperser“, es gab einige Leichtverletzte. Die Absperrgitter verhinderten, dass die Schläger größeren Schaden anrichten konnten. Die Polizeibeamten schauten etwa drei Minuten tatenlos zu, ehe sie einschritten. Dann gingen sie schärfer gegen die friedlichen Demonstranten vor als gegen die prügeln Perser. Während die Täter davongamen, verhaftete die Polizei fünf Studenten, darunter mit Christian Semler einen führenden Kopf des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS). Die Ereignisse sprachen sich schnell herum. Für die Radikalen unter den Studenten stand der Verdacht im Raum, dass Senat und Polizeiführung die „Prügelperser“ bewusst hatten agieren lassen.

Der Regierende Bürgermeister von Berlin, Heinrich Albertz (r.), hält eine Rede während des Empfangs für das persische Kaiserpaar im Schöneberger Rathaus.

Nach allem, was heute bekannt ist, kann davon keine Rede sein. Richtig ist aber, dass die Polizeiführung bei diesem Einsatz versagte. Und es sollte noch schlimmer kommen.

Die Ereignisse des Mittags boten genug Gesprächsstoff für die Menschen, die am Abend auf der gegenüberliegenden Seite der Deutschen Oper in der Bismarckstraße darauf warteten, dass der Schah und seine Frau eintrafen. Dieses Mal bestand die Menge zum größeren Teil aus Studenten. Auch Albertz sowie Bundespräsident Heinrich Lübke wollten gemeinsam mit ihren Frauen der Aufführung beiwohnen. Die Polizei hatte vorgesorgt, denn so etwas wie am Mittag sollte sich auf keinen Fall wiederholen. Die etwa 30 Meter breite Oper war mit Hamburger Reitern und einem Kordon Schutzpolizisten abgesperrt. Den Demonstranten blieb nur der Gehweg auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Dahinter befand sich eine Brache, die mit einem Bauzaun aus Holz abgesichert war. Polizisten hatten hier ebenfalls Stellung bezogen, um zu verhindern, dass sich die Studenten auf dieser Brache mit Wurfgeschossen versorgen konnten. Nach der damals offiziellen Schätzung der Polizei hielten sich in diesem engen Schlauch etwa 2000 bis 3000 Menschen auf; tatsächlich dürften es aber nur etwa halb so viele gewesen sein.



Den Demonstranten in der Bismarckstraße gegenüber der Deutschen Oper blieb nur ein schmaler Bereich auf dem Gehweg zwischen der Straßenabsperung und dem Bauzaun.

Plötzlich fuhren wieder zwei BVG-Busse mit „Jubelpersern“ vor. Die Polizei drängte sie nach den Erfahrungen des Mittags sofort an den Rand, aber die Demonstranten begannen laut zu schreien. Eier, Tomaten, Farbbeutel und Rauchbomben flogen in Richtung Polizei, dann auch vereinzelt Steine. Mit Trillerpfeifen und Rufen wie „Schah-Schah-Schaschlik“ oder „Mörder“ machten die Menschen ihrem Unmut Luft. Die Polizei holte tatsächliche oder vermeintliche Rädelsführer aus der Menge. Unter den Demonstranten befanden sich unter anderem die Mitglieder der Kommune I, Rainer Langhans und Fritz Teufel, sowie der spätere RAF-Terrorist Jan-Carl Raspe. Auch ein unbekannter junger Mann, der bald traurige Berühmtheit erlangen sollte, hielt sich mit seiner schwangeren Frau Christa in diesem Schlauch auf: Benno Ohnesorg.

Als das Kaiserpaar in seiner Limousine von Schloss Charlottenburg kommend die Oper erreichte und aus dem Wagen stieg, steigerte sich der Lärm nochmals. „Ich sah, wie die Hölle losbrach“, erinnerte sich später der Redakteur der „Berliner Morgenpost“, Michael Ludwig Müller. Die Wurfgeschosse erreichten den Wagen nicht, weil dieser bis direkt vor die Eingangstür der Oper vorfuhr. Die Polizeibeamten aber standen in Schussweite – einer brach, von einem Stein an der Stirn getroffen, stark blutend zusammen. Als alle wichtigen Gäste in der Oper verschwunden waren, ließ der Lärmpegel nach. Alles sprach eigentlich dafür, dass sich die Menge friedlich auflösen werde, denn die Aufführung der „Zauberflöte“ sollte beachtliche dreieinhalb Stunden dauern – selbst für einen stark aufgebrachten und wütenden Demonstranten eine viel zu lange Zeit. Doch dann gab Polizeichef Duensing den Befehl, den Schlauch, in dem sich die Demonstranten befanden, zu räumen. Unmittelbar zuvor hatte ihm Albertz wütend zugerufen: „Wenn ich herauskomme, ist alles sauber.“

Duensing's Befehl ist schwer nachzuvollziehen. Als drei Wochen später ein Untersuchungsaus-

schuss des Berliner Abgeordnetenhauses dieser Frage nachging, lautete Duensing's Antwort:

*„Ich habe diese Demonstranten gesehen [...] Diese Leute hätten sich in dieser Situation nicht beruhigt, sondern sie hätten sich mit neuen Wurfgeschossen aller Art neu munitioniert. Diese Dinge müssen aus der Situation heraus bereinigt werden, das ist ein alter polizeilicher Grundsatz!“*

Dafür, dass es so gekommen wäre, gibt es keinen Beweis, und Duensing's nachträgliche Begründung für seinen unheilvollen Schritt wirkt nicht sehr stichhaltig.

Die Polizei ging am Abend des 2. Juni hemmungslos gegen die Studenten vor. Eine verletzte Demonstrantin zieht sich vom Ort des Geschehens zurück.

## „KNÜPPEL FREI“

Der Radioreporter Erich Nieswandt, ebenfalls ein Augenzeuge, berichtete später: „Dann begann also ohne vorherige Ankündigung der Einsatz von Polizisten, die in die Mitte hineingingen.“ Tatsächlich war der Polizei ein schwerer Fehler unterlaufen, denn sie hatte die in dem Schlauch befindlichen Menschen erst dann dazu aufgefordert, den Platz zu verlassen, nachdem sie bereits mit der Räumung begonnen hatte. Kaum war der Befehl „Knüppel frei“ ertönt, stürmten die Polizisten auf die völlig überraschten Studenten los und schlugen hemmungslos auf sie ein. Einige wurden regelrecht misshandelt, darunter auch Teufel



und Langhans. Die Angegriffenen konnten nicht zurückweichen in dem engen, nur sechs Meter breiten Raum zwischen dem Zaun zur Brache und der Absperrung. So blieb nur die Flucht zu den Seiten. Duensing erklärte später mit einem zynischen Vergleich, dass dieses Vorgehen Taktik gewesen sei: „Nehmen wir die Demonstranten als Leberwurst, nicht wahr, dann müssen wir in die Mitte hineinstecken, damit sie an den Enden auseinanderplatzt.“

Die Studenten wurden vollkommen überrumpelt. Zwar hatten sie zuvor mit Steinen geworfen, aber die Gewalt, die bald von radikalen Demonstranten ausgehen sollte, war ihnen zu dieser Zeit noch unbekannt. Sie passte nicht zu ihrer Erziehung, zu ihrem Habitus und zu der bürgerlichen Welt, in der sie aufgewachsen waren. Das hemmungslose Vorgehen der Polizei leistete einen Beitrag zur Radikalisierung eines Teils der Studenten, doch an diesem Tag waren sie leichte Opfer. Der gelernte Betonbauer Michael „Bommi“ Baumann, der später in den Linksterrorismus abrutschen sollte, erinnerte sich:

*„Die Studenten hatten damals ziemlich Schwierigkeiten, sich gegen Bullen zu wehren, einfach von ihren Erziehungsgeschichten her. Die habe ich nicht gehabt, ich habe immer bei Demonstrationen zurückgehauen, wenn sie mich angefasst haben, darum bin ich auch nie verhaftet worden auf'ner Demo.“*

Ein Teil der Fliehenden rannte in Richtung Krumme Straße, die im rechten Winkel von der Bismarckstraße abgeht. Zu ihnen gehörte auch der Student Benno Ohnesorg, ein friedliebender und nachdenklicher junger Mann, dem jede Anwendung von Gewalt fernlag. Seine Frau Christa war kurz zuvor nach Hause gegangen. Ohnesorg rannte wie ein paar andere Studenten auf das Grundstück Krumme Straße 66/67 – ein Wohnhaus auf Stelzen, unter dem sich ein Parkplatz befand und dahinter ein Innenhof, aus dem es kein Entrinnen gab. Polizeibeamte, die den Flüchtenden gefolgt waren, prügeln auf die Studenten ein. „Es gab ein großes Durcheinander. Überall schlug man sich, Leute wurden weg- und abgedrängt, stürzten teilweise und standen wieder auf“, berichtete zwei Tage später ein Zeuge. Es war eine gespenstische Szene im Dunkeln, nur manchmal kurz erhellt durch das Blitzlicht der Fotografen. Die meisten der Studenten versuchten, schnell aus dem Hof zu entkommen.

Warum gingen die Polizeibeamten so hemmungslos vor? Keine Frage, aus den Reihen der Studenten waren Steine geworfen worden, die einen Polizisten am Kopf verletzt hatten. Zudem war an diesem Abend eine Weile das Gerücht im Umlauf, dass ein Kollege erstochen worden sei. Die Gründe für das Verhalten der Beamten lagen jedoch vermutlich etwas tiefer. Viele Polizisten, die oftmals aus eher kleinen Verhältnissen stammten und nicht aus so privilegierten wie die meisten Studenten zur damaligen Zeit, waren empört über das Verhalten der jungen Leute: Den Studenten ginge es viel zu gut und vor allem viel besser als den Männern in Uniform, die ihren Kopf hinhalten mussten. Zwar waren die Studenten zu dieser Zeit noch nicht die langhaarigen und bärtigen Hippies in ungepflegter Kleidung, über die sich bald viele Ältere aufregen sollten; man ging eher in bürgerlicher Straßenkleidung oder

*„... ein sehr bemerkenswertes, unglaublich spannendes und dabei höchst unterhaltsames Buch ...“*

Monika Burghard, rbb



Regina Stürickow

### Kommissar Gennat ermittelt

Die Erfindung der Mordinspektion

208 Seiten | 17 x 24 cm | ca. 100 Abbildungen  
€24,95 (D) / €25,70 (A) / 35,50 sFr (CH)

978-3-944594-56-9

[www.elsengold.de](http://www.elsengold.de)

gar im Anzug auf die Demo. Aber sicher traten ihnen viele Polizisten mit einer gewissen Grundaggressivität entgegen. Zudem kam hinzu, dass die Beamten an diesem Abend seit vielen Stunden im Einsatz und entsprechend angespannt und müde waren.

Unter ihnen war auch ein Mann in einem braunen Zivilanzug, Mitglied der Abteilung 1 der Berliner Polizei, die für den Staatsschutz zuständig war: Karl-Heinz Kurras. Es entstand ein Getümmel, plötzlich fiel ein Schuss und Ohnesorg brach zusammen. Offenbar hatte zunächst fast niemand einen Zusammenhang zwischen Schuss und Zusammenbruch erkannt – weder die anwesenden Polizeibeamten noch andere Studenten, Passanten oder die Stu-

dentin Friederike Dollinger, die sich um den Verletzten kümmerte. Dass der junge Mann schwer verletzt war, war unübersehbar. Dennoch prügeln Polizisten weiter auf ihn ein. Der Obduktionsbericht ergab später:

*„Außer der Schussverletzung fanden sich an der Körperoberfläche eine Reihe von Blutunterlaufungen: an den Armen, am Gesäß, am Rücken und am Nacken. An einzelnen Stellen waren im Bereich der Blutunterlaufungen blutige Doppelstriemen erkennbar, wie sie bei Schlägen mit runden, stockähnlichen Instrumenten entstehen können.“*

## „DIE IST MIR LOSGEGANGEN“

Die meisten Anwesenden hatten nicht realisiert, dass der laute Knall, den sie gehört hatten, ein Schuss aus einer Pistole gewesen war. Mit einer Ausnahme: Der Schutzpolizist Hans Geier, der zugeschaut hatte, wie Ohnesorg verprügelt wurde, drehte sich in die Richtung um, aus der der Schuss gekommen war, und sah Kurras, den er flüchtig kannte. Dieser hatte eine Dienstwaffe in der rechten Hand, und Geier rief dem etwa zwei Meter entfernten Kollegen zu: „Bist du wahnsinnig, hier zu schießen!“ Kurras habe dann, so sagte Geier später aus, in einer Art Geistesabwesenheit stotternd geantwortet: „Die ist mir losgegangen.“ Dass es Kurras war, der den Schuss abgefeuert hatte, stand außer Frage. Der 39-Jährige, ein ausgewiesener Waffennarr, hatte das nie bestritten.

Dass dieser Schuss niemals hätte abgegeben werden dürfen, war den Vorgesetzten klar. Kurras wurde sofort aus dem Verkehr gezogen und ins Polizeipräsidium nach Tempelhof beordert. Das war genau das Verfahren, das die Polizei für solche Vorfälle als Regel vorschrieb. Kurras behauptete, er sei angegriffen worden, habe um sein Leben gefürchtet und daher aus Notwehr geschossen. Nichts spricht dafür, dass sich die Szene tatsächlich so abgespielt hatte. Als Kurras vor Gericht gestellt wurde, war den Richtern klar: Es konnte schlicht nicht von einer Gefährdung von Kurras durch Ohnesorg die Rede sein, denn Kurras hatte Ohnesorg am Hinterkopf getroffen, als der Student den Parkplatz verlassen wollte. Dass Kurras vorsätzlich gehandelt hatte, konnte ihm allerdings auch nicht nachgewiesen werden. Aus Mangel an Beweisen mussten die Richter den Schützen freisprechen. Auch ein eigens eingerichteter Untersuchungsausschuss des Berliner Abgeordnetenhauses kam an dieser Stelle nicht weiter.

Der schwerverletzte Ohnesorg wurde nach 40-minütiger Irrfahrt im Notarztwagen im Krankenhaus Moabit aufgenommen und operiert, nachdem er zuvor von mehreren Kliniken, deren Notaufnahmen mit

Prügelopfern der Polizei bereits überlastet waren, abgewiesen worden war. Da noch niemand erkannt hatte, dass es sich bei seiner Kopfverletzung um eine Schusswunde handelte, erkannte auch niemand seinen lebensbedrohlichen Zustand. Er verstarb noch am selben Abend, kurze Zeit nach der Operation. Anderen Behauptungen zufolge wurde er bereits tot im Krankenhaus eingeliefert. Viele Mythen ranken sich um seinen Tod, zum Beispiel, weil die Ärzte das Stück Schädeldecke mit dem Einschussloch abtrennten und wegwarfen. Doch bei nüchterner Betrachtung ist klar, dass weder das Leben des Patienten zu

retten war noch dass die Ärzte Spuren beseitigen wollten, um die Polizei zu schützen, wie die radikalen Studentenfürer behaupteten.

Noch in der Nacht ließ Albertz – ohne über genauere Informationen zu verfügen – eine harsche Pressemeldung veröffentlichen, in der er einzig den Studenten die Schuld an den Ereignissen und dem Tod ihres Kommilitonen gab. Später bereute er diese Erklärung. Als Folge der Ereignisse in der Nacht des 2. Juni traten sowohl Albertz als auch Büsch zurück. Duensing wurde beurlaubt und kehrte nicht mehr auf seinen Posten zurück.

Erst nach 40-minütiger Irrfahrt zu mehreren belegten Krankenhäusern wurde Ohnesorg im Moabiter Krankenhaus aufgenommen – und starb kurz darauf.





Der Todesschütze Karl-Heinz Kurras vor Prozessbeginn am 3. November 1967

Erst im Jahr 2009 wurde bekannt, dass der Todesschütze Karl-Heinz Kurras, der der Studentenbewegung als Sinnbild eines stramm rechten Polizisten und Vertreters des vermeintlich „faschistischen“ Staates galt, zu dem Zeitpunkt bereits zwölf Jahre lang ein Spitzel des Staatssicherheitsdienstes der DDR gewesen war. Die Stasi tat nach dem 2. Juni alles, um die Tatsache, dass der Todesschütze für sie gearbeitet hatte, zu verheimlichen. Wäre die Wahrheit ans Licht gekommen, wäre das sehr peinlich für das SED-Regime gewesen, insbesondere, weil Ost-Berlin den Tod Ohnesorgs weidlich zu Propagandazwecken ausnutzte. Trotz Ungereimtheiten und einer offensichtlich ausgedünnten Stasi-Akte gibt es aber bis heute keine Belege dafür, dass Kurras im Auftrag Ost-Berlins gehandelt hat, als er Ohnesorg erschoss.

#### DAS JAHR 1968: WENDEPUNKT DER STUDENTENREVOLTE

Zu Beginn des Jahres 1968, das der Bewegung letztlich ihren Namen geben sollte, war die Lage an den Universitäten in der Bundesrepublik

und in West-Berlin gespannt, die Stimmung unter den politisch engagierten Studenten gereizt. Ein gutes halbes Jahr lag der Tod Benno Ohnesorgs nun zurück, doch die Empörung darüber hatte sich nicht gelegt, auch wenn sie nicht mehr so stark den Alltag bestimmte wie noch im Sommer oder Herbst des Vorjahres. Der SDS als ideologische Speerspitze sann fortwährend auf Möglichkeiten, die Erregung hoch zu halten. Ein Funke konnte genügen, um die Lage erneut eskalieren zu lassen. Dieser Funke flog am Nachmittag des 11. April, dem Gründonnerstag, auf dem Berliner Kurfürstendamm, und er traf den SDS-Wortführer Rudi Dutschke in den Kopf – und die radikale Studentenbewegung ins Herz.

Kurz nach 16.30 Uhr stand der Studentenfürher gerade mit seinem Fahrrad vor dem Haus Nr. 142, als sich ihm von der anderen Straßenseite her ein junger Mann näherte und ihn fragte, ob er Rudi Dutschke sei. Als dieser das bejahte, schrie der Mann „Du Kommunistenschwein!“, zückte einen Revolver und schoss auf Dutschke. Dieser brach zusammen, er war am Kopf getroffen und schwer verletzt. Wenige Minuten später trafen Polizei und Notarztwagen ein.

Dutschke wurde in ein Krankenhaus gebracht und operiert. Er überlebte, seine Verletzung war jedoch so schwerwiegend, dass er am 24. Dezember 1979 an ihren Spätfolgen sterben sollte. Der Täter floh in eine Nebenstraße des Kurfürstendamm, verschanzte sich auf einer Baustelle und lieferte sich ein Feuergefecht mit der Polizei. Als er schließlich mit Schlaftabletten erfolglos versuchte, sich selbst umzubringen, konnte die Polizei ihn überwältigen. Bei dem Täter handelte es sich um Josef Bachmann, einen 23-jährigen Gelegenheitsarbeiter mit rechtsradikalem Hintergrund. Er war durch Artikel in der rechtsextremen „Deutschen National-Zeitung“ angestachelt worden und eigens von München nach Berlin gereist, um Dutschke zu ermorden. Er hatte sich auf dem Einwohnermeldeamt dessen Adresse geben lassen und war mit dem Taxi zum Tatort gefahren. Dass Dutschke just in diesem Augenblick vor dem Gebäude auf der Straße stand, war reiner Zufall. Bachmann wurde wegen versuchten Mordes zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt. 1970 nahm er sich in der Haft das Leben.

Die SDS-Spitze nutzte den Mordanschlag für ihre Zwecke, war er doch ein Ereignis, das die Studenten aufrüttelte. Man reagierte sofort. Die wichtigen Vertreter des SDS und der Außerparlamentarischen Opposition (APO) trafen sich unmittelbar nach Bekanntwerden der Nachricht vom Attentat im Republikanischen Club, ganz in der Nähe des Tatorts. Schnell hatte man den eigentlichen Schuldigen ausgemacht: „Springer hat mitgeschossen“ oder auch „Bild hat mitgeschossen“, lautete die Parole. Mehr als zwei Drittel der West-Berliner Tagespresse lagen in diesen Tagen in der Hand des antikomunistischen Bild-Verlegers und hetzten fast ununterbrochen gegen die linken Rebellen. Am Abend folgte eine rasch anberaumte „Vollversammlung“ in der TU. Gut die Hälfte der dort etwa 2000 Anwesenden zog gegen 21 Uhr zum Springer-Hochhaus in Kreuzberg. Mit Worten wie „Leute macht die Fackeln aus, wir brauchen sie fürs Springer-Haus“ heizten sie sich gegenseitig auf. Die Chefs des Springer-Verlages – Axel

Springer selbst hielt sich nicht in Berlin auf – waren alarmiert und baten die Polizei um Hilfe. Diese sperrte das Gebäude ab, aber es gab ein Problem: Am Abend dieses Gründonnerstags hatten die meisten Polizisten frei und waren in den österlichen Kurzurlaub nach Westdeutschland aufgebrochen, saßen zu Hause oder waren privat in der Stadt unterwegs. Sie mussten erst erreicht werden und das brauchte seine Zeit. So waren die Polizeikräfte, die sich vor dem Springer-Hochhaus postierten, zu schwach, um die anrückenden Studenten aufzuhalten.

Gegen 22.30 Uhr stand eine aufgebrachte Menge vor dem Springer-Gebäude, vorneweg die SDS-Spitze, der Anwalt Horst Mahler und Kommunarden wie Dieter Kunzelmann, Rainer Langhans und Fritz Teufel. Es gelang ihnen nicht, ins Gebäude einzudringen. Das wäre ihnen wahrscheinlich auch schlecht bekommen, denn drinnen warteten Arbeiter aus der Springer-Druckerei, die sich mit Gummistangen aus den Rotationsmaschinen bewaffnet

hatten. Von einer großen gemeinsamen „revolutionären Front“ von Arbeitern und Studenten, wie Letztere sie sich erträumt hatten, konnte keine Rede sein – die Arbeiter standen eindeutig auf der Seite der „Konterrevolution“. Weder sie noch die Polizei konnten allerdings verhindern, dass viele der großen Glasscheiben an der Außenfront des Hochhauses durch gezielte Steinwürfe zu Bruch gingen. Da Horst Mahler als Anführer der Aktion galt, wurde er später zur Zahlung eines hohen Schadensersatzes an den Springer-Verlag verurteilt. Es dauerte einige Zeit, bis sich die Polizei durchgesetzt hatte. Als schon alles ruhig schien, begannen zahlreiche Demonstranten jedoch, die Wagen anzugreifen, die die gedruckten Springer-Zeitungen ausliefern sollten. Erneut entstand hoher Sachschaden. Unter den Demonstranten befand sich eine Frau, die bald zu bitterer Berühmtheit gelangen sollte: Ulrike Meinhof. Sie war erst kürzlich von Hamburg nach Berlin gezogen und reichte den Stei-

nnewerfern an diesem Abend Wurfgeschosse. „Wenn man einen Stein wirft, ist es eine Straftat, wenn man viele Steine wirft, ist es eine politische Aktion“, so lautete ihr Credo.

Die Ereignisse in West-Berlin hatten auch dieses Mal Signalwirkung. Was folgte, waren die „Osterunruhen“, die viele Universitäten in Westdeutschland ergriffen und in manchen Städten zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen führten. Es kam zu Demonstrationen mit gewalttätigen Ausschreitungen und Straßenschlachten mit der Polizei. Die Erregung unter den Studenten blieb auch nach den Ostertagen in allen Teilen der Bundesrepublik bestehen. Und doch zeigte sich bald, dass es selbst nach den aufputschenden Ereignissen nicht möglich war, eine dauerhafte „revolutionäre“ Stimmung unter den Studenten aufrechtzuerhalten, die einherging mit ständigen Veranstaltungen, Teach-ins, Protestversammlungen. Dies alles war mit der Zeit ermüdend und langweilig, und viele Studenten

Am 11. April 1968 wurde SDS-Wortführer Rudi Dutschke angeschossen. Schaulustige umringen den Tatort auf dem Kurfürstendamm.





besannen sich nach und nach auf den eigentlichen Zweck ihres Studiums: das Studieren und Lernen. Nicht zuletzt drängten sich wieder die eigenen Sorgen und Nöte in den Vordergrund, selbst manche der Studentenführer zogen sich zurück. Kurzum: Der Alltag erwies sich als stärker als die Revolution. Die Som-

Nach dem Attentat auf Dutschke richtete sich der Zorn der Studenten gegen das Springer-Verlagshaus in der Kreuzberger Kochstraße: Lastwagen brannten, Scheiben gingen zu Bruch, Zeitungen wurden zerfetzt.

mersemesterferien taten ihr Übriges zur Beruhigung der Lage. Hinzu kam allerdings noch ein ganz entscheidender Punkt: Die Krawalle und Gewalttaten vom Osterwochenende hatten viele Studenten abgeschreckt. Außerdem war durch das Attentat auf Dutschke das Aushängeschild der Bewegung, der berühmteste An-

peitscher, ausgefallen – ein Mangel, der sich in den nächsten Monaten deutlich bemerkbar machte. Dass Dutschke zum Medienstar avanciert war, hatte zwar die Kritik seiner Mitstreiter hervorgerufen, wobei sicher auch persönlicher Neid eine Rolle spielte, aber nun wurde klar: Niemand konnte ihn ersetzen.